



**Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
Medizinische Fakultät Mannheim  
Dissertations-Kurzfassung**

**Häufigkeit von Depressivität und Screeningmethoden bei operativ  
therapierten Patienten mit Hirntumoren**

Autor: Alida Finze  
Institut / Klinik: Neurochirurgische Klinik  
Doktorvater: Prof. Dr. M. Seiz-Rosenhagen

Diese Studie beschäftigt sich mit Hirntumorpatienten, welche sich einer operativen Therapie im Zeitraum zwischen Dezember 2016 und Mai 2018 an der Universitätsmedizin Mannheim unterzogen. Ziel der Studie ist, die bisher mangelhaft untersuchte, vermutet hohe Dunkelziffer an Depressivität bei Patienten mit malignen hirneigenen Tumoren zu explorieren und ein auf dieses Patientenkollektiv angepasstes Screening zu entwickeln.

Mittels Screeningfragebögen wurden die Patienten auf postoperative Anzeichen einer Depression oder depressiven Episode untersucht. Hier zeigte sich, dass insbesondere Patienten mit bösartigen Tumoren (Glioblastomen und Metastasen anderer Tumoren) signifikant mehr Symptome für Depressionen entwickelten ( $p=0,0024$ ). Bei den Patienten mit Glioblastomen entwickelten 87,5% der Patienten auffällige Ergebnisse auf etablierten Depressions-Screeningfragebögen. Um bei einem Patienten mit bösartigen hirneigenen Tumoren eine sonst nicht identifizierte klinisch relevante depressive Symptomatik mittels Screeningfragebogen zu erkennen errechneten wir eine number needed to screen von 1,59.

Weiterhin entwickelten wir einen Prototyp eines speziell auf Hirntumorpatienten abgestimmten Fragebogens, um frühzeitig depressive Symptome zu erkennen.

Ursachen für die hohe Depressivität bieten reichlich Diskussionspotential. Hier können beispielsweise die Spiegel an Entzündungsmediatoren bei Glioblastompatienten, die Tumorerkrankung an sich oder die Dexamethasontherapie im Rahmen der Hirntumorerkrankung als potentielle Risikofaktoren für eine Depression in Betracht gezogen werden.

Die Erkenntnisse sind von hoher Relevanz für die klinische Versorgung von Hirntumorpatienten, da depressive Symptomatik zum einen ein prognoseverschlechterndes Potential hat und darüber hinaus eine massive Einschränkung der Lebensqualität des Patienten zur Folge hat.